

Bauern im Industriestaat III [Fortsetzung]

Autor(en): **Moser, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **54 (1999)**

Heft 5

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-891815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

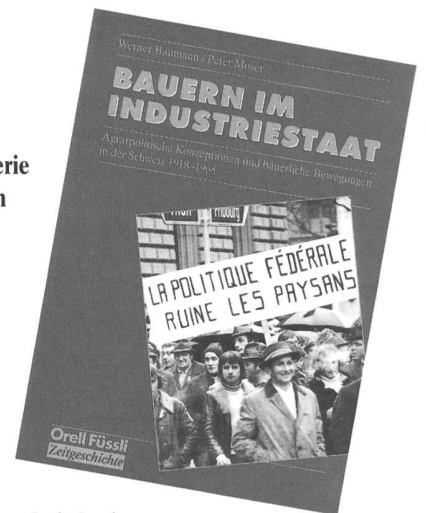
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÄUERLICHE KULTUR

Bauern im Industriestaat (III)

Mit diesem dritten Teil aus dem 8. Kapitel des Buches «Bauern im Industriestaat» schliessen wir diese Serie ab. Wir haben diesen Ausschnitt gewählt, weil er einen Teil der Geschichte des Möschiens wiedergibt. In andern Kapiteln des Buches werden andere Bewegungen dargestellt, z.B. die Gründung der BGB, der Innerschweizer Bauernbund, die Union des Producteurs Suisses UPS und andere mehr. Jede dieser Gruppierungen beeinflusste auf ihre Weise die schweizerische Agrarpolitik, ohne letztlich verhindern zu können, dass die Landwirtschaft immer mehr an den Rand gedrängt wurde und dass andere mehr und mehr über ihr Schicksal entschieden. Politisch versanken zwar die Jungbauern in der Bedeutungslosigkeit und traten nach dem Zweiten Weltkrieg von der politischen Bühne ganz ab. Erstaunlich ist deshalb, dass wenig später ein neuer Impuls vom Möschiens ausging, der in ganz anderer Weise weit über die Landesgrenzen hinaus ausstrahlen sollte: Die Begegnung von Dr. Hans und Maria Müller mit dem Arzt Dr. Hans-Peter Rusch im Jahre 1951 wurde zur Geburtsstunde des organisch-biologischen Landbaus. Dass dieser Impuls schon in den 1950er Jahren in der Schweiz auf eine relativ breite Resonanz stiess und von einigen hundert Bauern umgesetzt wurde, dürfte ganz wesentlich mit der jungbäuerlichen Bildungsarbeit der dreissiger Jahre zusammenhängen. Wohl nicht ganz zu Unrecht hatte Dr. Müller seine Bewegung als 'Vorhut' im Landvolk bezeichnet. (Red.)



Haltungen, Ansichten und Gefühle im Spiegel der Gruppenprotokolle

Will man das Lebensgefühl der Jungbauern in den 1930er Jahren auf den Punkt bringen, so dürfte der folgende Satz aus dem Kirchdorfer Protollbuch (2.2.1938) ein guter Ausgangspunkt sein: «Ein Sehnen ist im arbeitenden Volk, nach Freiheit und Sonne im Leben.» Er spricht vier zentrale Aspekte bäuerlicher Mentalität an. Diese vier Stichwörter sollen die Gliederung für die Analyse der Mentalität der Jungbauern abgeben. Wir fragen also anhand der Protokollbücher danach, was das für ein Sehnen war, von dem hier die Rede ist, was unter dem arbeitenden Volk verstanden wurde, was mit Freiheit gemeint war und worin die «Sonne im Leben» gesehen wurde.

Die etwas steife Formulierung verweist uns auf die bereits erwähnte Problematik des Übernommenen und des Authentischen. Der Satz stammt aus dem Protokoll eines Referats über Christentum und politischen Kampf, wo er isoliert einen Abschnitt bildet. Er ist also wohl eine Mischung aus Zitat und eigenem

Denken und gerade darin typisch. Die jungen Bauern übernahmen – wie alle Lesenden – aus Büchern und Artikeln Formulierungen, wenn sie den eigenen Gefühlen und Gedanken entsprachen.

Das erste Stichwort des einleitend zitierten Satzes ist das «Sehnen». Das regelwidrige Komma weist darauf hin, dass der erste Teilsatz zunächst selbständig gedacht wurde: das Sehnen ist unbestimmt, auch seine Richtung. Es gibt kaum Hinweise auf Nostalgie. Häufiger war von der Zukunft die Rede, meist freilich in allgemeiner Form: «Unser Kampf wird für Jahrhunderte sein.» (Kirchdorf 22.12.40) Die Vergangenheit und die Erfahrung lieferten nicht die Inhalte, wohl aber die Muster des Denkens. Sprichwörter und Volksweisheiten gaben Orientierung, bekannte Zitate halfen über schwierige Situationen hinweg. So wurde z. B. Ende 1935 nach der Niederlage der Kriseninitiative in einem knappen Protokoll der folgende Schluss eines Referats hervorgehoben: «Auch an unseren Feinden kann man die Richtigkeit unserer Ideen erkennen. Er schliesst den Vortrag mit

den Worten[.] Und treut der Winter noch so sehr mit trotzigem Gebärden/ und streut er Eis und Schnee umher, es muss doch Frühling werden.» (Kirchdorf 20.12.1935) Diesen Anfang eines Gedichtes von Emmanuel Geibel kannte der Jungbauer wohl aus der Schule.

Dass die volkstümliche Sprache oft formelhaft war, hat die Volkskunde längst festgestellt, und Sammlungen und Inventuren zeigen, dass die mündliche Tradition von Bauernregeln bis in die 1930er Jahre hinein mächtig war. Das Denken in diesen Mustern bedeutete indessen nur scheinbar ein unflexibles Festhalten an alter Erfahrung, es konnte auch die Bewältigung von Neuem erleichtern. Schliesslich gab es für jeden Fall eine passende Weisheit. Auch Dichterworte – wie obiges Beispiel zeigt – und anderer Schulstoff konnten die Rolle von Bauernregeln übernehmen. Hier war also im Traditionellen durchaus eine Möglichkeit zur Veränderung angelegt. Die Verschränkung von Vergangenheit und Moderne wird vielleicht am deutlichsten sichtbar im Verhältnis der Jungbauern zur Frauenfrage.

Die Frauenfrage

Dass es Frauengruppen gab und dass Frauen manchmal auch an Gruppenabenden der Männer teilnahmen, wurde schon erwähnt, ebenso, dass es Frauen in den Führungskreisen gab. Es gab kantonale Frauentage, und auf dem Möschiens wurden Frauenbildungswochen durchgeführt. Eine wichtige Rolle spielte dabei Maria Müller-Bigler, die auch stellvertretend die Geschäfte der Bewegung führte. Welche Ansichten über Frauen und die Frauenfrage sprechen aus den Quellen?

Ein Referat über Führung in der Demokratie in der Kirchdorfer Gruppe wurde eingeleitet mit den Worten: «In der Familie ist der Hausvater die Führung, in der Gemeinde der Gemeinderat...» usw. (19.11.1936). Ein selbstverständlicher Traditionalismus spricht aus Wortwahl und Inhalt dieser beiläufigen Bemerkung. Zu diesem Traditionalismus passte, dass die Jungbauern die Funktion der Frau als Mutter herausstrichen. So heisst es in einem Gruppenvortrag über eine Frauengestalt Pestalozzis: «Gertrud war eine musterhafte Erzieherin, von welcher wir viel ler-

nen können. Die Frau ist die Erzieherin der Kinder und Trägerin des Familienglücks.» In der Diskussion wurde von verschiedenen Votanten «die Grösse und Wichtigkeit der Frau u. Mutter hervorgehoben» (Kirchdorf 15.2.1934). Und in Notizen von Hans Müller zu einem Referat über «die Frau in unserer Bewegung» steht: «Bedeutung der Bäuerin: nicht die Händlerin»; «genug, wenn der Bauer Kaufmann wird»; «unser Kampf um die Wertung der Frau, Mutter!» Solche Vorstellungen kamen auch bei Frauen an. Eine Bäuerin dankte 1928 dem Ehepaar Müller für eine Tagung: «Gewiss ist das wichtiger, den rechten Bauernheimsinn zu pflegen und zu fördern, als über das Frauenstimmrecht zu disputieren.» Gerade das Frauenstimmrecht sorgte aber in der Bewegung für kontroverse Diskussionen, die eine Erosion des traditionellen Frauenbildes deutlich machten. In Kirchdorf kam es in den 30er Jahren zweimal zur Sprache. Das erste Mal trat der gerade anwesende «Freund Bigler» dafür ein: «... glaubt, das es mancherorts besser wäre, die Frau ginge zur Urne und der Mann bliebe zu Hause.» (5.1.1933) Drei Jahre später wurde diskutiert, ob Frauen nur kulturell, z.B. in der Kirchgemeinde, oder generell stimmberechtigt sein sollten. Hier sprach sich der anwesende Bezirkschef für das volle Frauenstimmrecht aus. Der Protokollführer vermerkte: «Beide Meinungen haben etwas Recht.» (3.2.1936) Auffällig ist, dass die führenden Jungbauern eher frauenfreundlicher argumentierten als die Basis. Ausführlicher und allgemeiner wurde die Frage in der Egnacher Gruppe angegangen. Im Referat

über die «Besserstellung der Frau im Bauernhaus» wurde ausgeführt: «Eine tüchtige Frau soll überall Bescheid wissen, und in vielen Fällen ohne weitere Kenntnisse in die Arbeit hinein stehen.» Die christliche Ehe wurde beschworen, aber auch die Frauenbildung thematisiert: «Mit den Worten, dass auch die Bauernfrau eine Sehnsucht nach einem höheren Leben im Herzen trägt, soll auch sie Gelegenheit haben, sich geistig zu rüsten, sei es in den Frauenbildungswochen auf dem Mösberg, oder durch Literatur oder Vorträge zu Hause, das gebe wirkliche Lebenskameraden, die das Schwere überwinden helfen und den Grundsatz im Herzen tragen: «Einer diene dem anderen», eröffnete der Vorsitzende die Diskussion.» Ein Votant «sieht in der Frau die Wurzel aller Volkskraft und die Verantwortung, die sie dabei trägt, berechtigt sie als Lebenskamerad gleichgestellt zu werden und er äusserte den Wunsch, es möge mit der Zeit das Minderwertigkeitsgefühl bei der Bauersfrau verschwinden.» Die Frau als gleichberechtigte Kameradin war noch nicht mehrheitsfähig; ein anderer Votant sah darin «keine brennende Frage». Wieder ein anderer beschränkte sich darauf, «arbeiterleichternde Einrichtungen im Bauernhaus» zu fordern (26.1.1932). Denn das Bewusstsein von der Arbeitsleistung der Bäuerin hatte seit je auch zum traditionellen bäuerlichen Frauenbild gehört. Konrad Keller, der Begründer des Zürcher Bauernbunds von 1890 und in mancher Hinsicht die Verkörperung von bäuerlichem Traditionalismus, hatte schon die «enorme Arbeit der Bäuerin» gewürdigt und sie der «feinen Dame» gegenübergestellt, die

doch «in den meisten Fällen gar nichts anderes ist als eine Schmarotzerpflanze, welche von der Arbeit der Männer, der Eltern oder der Voreltern zehrt. Die Bauersfrau aber verdient für sich und ihre Kinder ihr Brot mit saurem Schweisse, sie ist Feldarbeiterin, Köchin, Stubenmagd, Kindsmagd, Schweine- und Kälberhirtin, Wäscherin, Krankenpflegerin, kurz alles in allem.»

Religion und Politik zusammenschweissen

Wenn die Jungbauern in der Frauenfrage schwankten zwischen Traditionalismus und Moderne, in der Frage der Religion setzten sie scheinbar ganz auf Tradition. Man war sich weitgehend einig, dass ein Bauer gläubig sein müsse. Im Protokoll von Worb heisst es: «... gerade der Bauer kann nicht sein ohne Gottesglauben, da er jeden Tag auf Wetter angewiesen ist.» (20.3.1934) Im religiösen Bereich wurde am ehesten die Vergangenheit glorifiziert, als die Vorfäter angeblich noch täglich die Bibel zur Hand nahmen (Worb 20.3.1934). Wenn es um eine Diagnose der aktuellen Krise ging, so war der Bedeutungsverlust des Glaubens die meistgenannte Ursache: «Der Materialismus hat den Mensch von Gott losgelöst, wodurch die Menschheit den gerechten Weg verloren und so in die Krise hinein kam.» (Kirchdorf 4.1.1935) Die Säkularisierungskritik war aber auch sozialkritisch motiviert: «Je mehr sich das Christentum aus dem Volk geflüchtet hat, desto mehr ist das Grosskapital in Schutz genommen worden.» (Worb 20.3.1934) Etwas allgemeiner, aber ähnlich gemeint, definierte Ernst Anliker: «Die heutige Krise ist eine Kulturkri-

se, nicht eine Wirtschaftskrise.» (Egnach 13.5.1933) Häufig wurde über den Zusammenhang von Religion und Politik geredet. «Gewisse Kreise glauben, dass Religion und Politik nicht miteinander marschieren können und unsere Aufgabe sei es, diese zwei Sachen zusammenschweissen.» (Kirchdorf 14.2.1936) Als Beispiele wurden Zwingli, Cromwell und der holländische calvinistische Politiker Kuyper genannt. Diese aktivistische Auffassung der Religion entsprach Müllers Ideal, ein «Christ der Tat» zu sein. Die Protokolle dürften in dieser Hinsicht Zweierlei spiegeln: die bei den Bauern der Zwischenkriegszeit generell noch fest verankerte Religiosität und die für die Jungbauern spezifische protestantisch-aktivistische Motivation.

Das arbeitende Volk

Das zweite Stichwort des eingangs zitierten Satzes ist das «arbeitende Volk». Es spricht zwei Elemente an: das Verhältnis der Bauern zur Arbeit und ihre Zuordnung zum arbeitenden Volk. Das Leben und das Selbstverständnis der Bäuerinnen und Bauern war stark von der Arbeit geprägt. Bei der Gliederung des Arbeitstages hielt man sich an altüberlieferte und in Dorfsiedlungen auch an kollektive Muster. Eine Untersuchung in einer Aargauer Gemeinde in den 40er Jahren ergab, dass die Arbeit zwischen 4 Uhr im Heuet und 6 Uhr im Winter begann, dann folgte ein 11- bis 14-stündiger Arbeitstag, unterbrochen von fünf Mahlzeiten (Frühstück, Neunuhrpause, Mittag, Dreiuhrpause, Nachtessen); Feierabend war zwischen 19 Uhr im Winter und 20 bis 21 Uhr im Sommer. «Mit Ausnahme des Arbeitsbe-

ginn, der zwischen den einzelnen Betrieben in extremen Fällen bis um 1 bis 1½ Stunden variieren kann, halten sich alle Familien ziemlich streng an diese Tageseinteilung.» Da die Arbeitszeit je nach Jahreszeit und Witterung strenge Arbeit, Warte- und Plauderzeit oder «Füllarbeiten» enthalten konnte, sprach die Untersuchung richtigerweise von «Arbeitsbereitschaft». Interessant ist nun, dass diese im Dorf weitgehend kollektiv geordnet war und dass sie sich auch nach der arbeitssparenden Güterzusammenlegung nicht veränderte – die vorhandene Zeit wurde für zusätzliche und arbeitsintensive Kulturen genutzt: «Die altüberlieferte Gliederung des Arbeitstages ist durch die Neuordnung des Grundbesitzes nach übereinstimmenden Angaben nicht merklich beeinflusst worden. Der Arbeitstag hat sich im allgemeinen nicht verkürzt; die Zeit der Arbeitsbereitschaft ist im grossen und ganzen unverändert geblieben. Immerhin ist zu beachten, dass die Perioden besonders langer Arbeitstage – die Erntezeiten – durch die Verbesserung des Grundbesitzes wesentlich abgekürzt werden konnten, so dass sich zum mindesten während dieser Zeitabschnitte eine Einsparung an Arbeitszeit ergibt.» Die Verkürzung ausserordentlicher Arbeitsspitzen wurden genutzt, ansonsten hatte die Arbeit rituelle, kollektiv geprägte, «moralische» Aspekte. Dazu passt, dass sie im Kirchdorfer Protokoll einmal «eine Gabe Gottes» genannt wird (16.4.1934). Man kann von einem «vorbürgerlichen» Verhältnis zur Arbeit sprechen, in gewisser Hinsicht auch von einem «aufgabenorientierten». Die Mechanisierung, mehr noch der Druck der Wirtschaftskrise zer-

störten dieses traditionelle Verhältnis zur Arbeit, förderten den «Drang zum Materiellen» und drohten den Bauern zum «Arbeitstier» zu machen (Worb 5.3.1934). Hier sah man Mitte der 30er Jahre eine materielle Gemeinsamkeit mit der Arbeiterschaft, deren Arbeit die Bauern bisher geringgeschätzt hatten, mit der politisch zu verbinden die Jungbauern sich nun aber anschickten – erst jetzt konnte man sich gemeinsam zum «arbeitenden Volk» zählen.

Gegenläufige Entwicklung der Arbeitszeiten

Es gab dabei grosse lebensweltlich bedingte Hindernisse zu überwinden. «Der Arbeiter erblickte im Bauer den Wucherer, der Bauer im Arbeiter (grob ausgedrückt) den Tagedieb. Der Kampf wurde auf beiden Seiten durch die Hetze der Führer gefördert.» So beschrieb ein Thurgauer Jungbauer 1934 das bisherige Verhältnis. Die Arbeit spielte dabei eine zentrale Rolle. «Der Bauer muss hart arbeiten und er hat erst noch den Eindruck, andere Volkskreise schätzten seine Arbeit nicht recht ein», schrieb ein religiöser Sozialist 1927; daraus resultierte Bitterkeit. Dass die Fabrikarbeiter vergleichsweise kurze Arbeitszeiten hatten und noch kürzere anstrebten, war den Bauern ebenso unverständlich wie die Arbeitslosigkeit in Zeiten, wo man Knechte entbehrte. Dass industrielle Arbeitszeit ganz anders gefüllt war, entzog sich ihrer Vorstellung. Wenn die Jungbauern sich mit der Geschichte der Arbeiter zu befassen begannen, stand die Arbeitszeitverkürzung im Vordergrund (Kirchdorf 15.3.1934). Es brauchte eine lange Aufklärung, bis die Einsicht sich verbreitete: «Im Maschinenzeitalter ist die Arbeitszeitverkürzung nötig.» (Oberentfelden

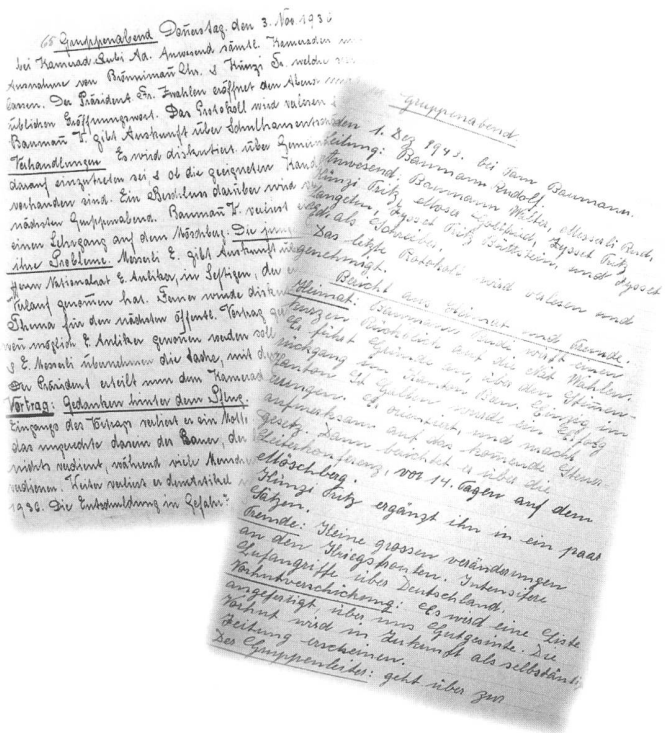
4.2.1937) Gleichzeitig erschwerte die gegenläufige Entwicklung der Arbeitsbelastung das Verständnis eher: Während die Arbeitszeiten in der Industrie im 20. Jahrhundert kontinuierlich sanken, stiegen sie in der Landwirtschaft in den Krisenjahren der Zwischenkriegszeit eher an. Die bereits erwähnte Studie im Bernbiet der 40er Jahre ergab: Ein durchschnittlicher Arbeitstag machte zwischen 10 und zwölf Stunden aus, und das an 6,5 Tagen pro Woche. In den einzelnen Betrieben variierten die Jahresarbeitszeiten zwischen 3'200 und 4'300 Stunden. Am längsten arbeiten die Bäuerinnen der kleinen und mittleren Betriebe (um 4'000 Stunden) und die Melker (in Einzelfällen bis 4'500 Stunden). Das war – auch wenn die unterschiedliche Intensität der Arbeit in Rechnung gestellt wird – ein grosser Unterschied zu den Industriearbeitszeiten von durchschnittlich 2'200 bis 2'400 Jahresstunden. Dazu kam die gegenläufige Entwicklung der materiellen Lage.

Grundlegend für die Annäherung an die Arbeiterbewegung war deshalb die Politisierung der Jungbauern. Das Verständnis für die Arbeiterschaft musste auf politisch-ideologischem Weg verbessert werden oder durch moralische Anstrengung: «Der Bauer sollte wieder mehr Freude an seiner Arbeit haben, nicht nur materielle Freude, sondern Freude an der Natur. Er sollte wieder mehr darauf achten, dass Dienstboten, Nachbarn auch Menschen sind. Er sollte sich in die Lage anderer Volksgenossen hineindenken und sie kennen lernen. Auch sollte er mehr Verantwortungsgefühl haben. Neid, Missgunst, Misstrauen, brutale Ichsucht, Lieblosigkeit überwinden.» (Oberentfelden 1.12.1934) Eine wichtige Rolle spielten

Schulungskurse, an denen auch Gewerkschaftsvertreter auftraten. Max Weber als regelmässiger (und von vielen Bauern hochverehrter) Referent auf dem Mösberg hat das wirtschaftspolitische Denken einer ganzen Generation von Jungbauern bis weit in die Nachkriegszeit hinein geprägt.

Gemeinsame Not und ein gemeinsamer Gegner

schufen die Voraussetzung für ein besseres Verständnis anderer «Volksgenossen»: «Wenn man tausende braver Bauersleute und das Heer der Arbeitslosen sieht, kann man nicht ohne weiteres vorbeigehen.» (Kirchdorf 8.2.1938) «Die Regierung von heute sei auf das Grosskapital eingestellt. Dass die bürgerliche Politik nichts anderes sei, als der Schutz des Grosskapitals.» (Kirchdorf 2.3.1938) Praktische Erfahrungen der Zusammenarbeit schufen Vertrauen. Die Zürcher Jungbauerngruppen der Mösberger Richtung führten zum Beispiel mit Gewerkschaften der Stadt Zürich eine Obstruktion durch: «Sie hat wohl auch die Zweifler in unseren Reihen von der Richtigkeit des Zusammengehens von Bauer und Arbeiter, von der absoluten Vertragswürdigkeit unserer Arbeiterschaft überzeugt.» Es ging um soziale und politische Vertragswürdigkeit. Gerade weil das Vertrauen fragil war, löste der «Verrat» der Berner SP dann so grosse Erbitterung aus. Die Überwindung der sozialen Distanz zur Arbeiterschaft fiel zumindest den kleineren Bauern weniger schwer. In den landwirtschaftlichen Genossenschaften gab es seit je auch Handwerker und Arbeiter: 1935 z.B. machten die Arbeiter im Aargauer VOLG 14% aus, die Handwerker 8%, im Zürcher VOLG waren es 5 resp. 6%. Der Bauer ste-



he vor der Frage, mit wem er sich verbünden solle, sagte der populäre Volksbildner Fritz Wartenweiler in einem Vortrag 1934: «Willst du als «Besitzer» von Grund und Boden zusammenstehen mit andern Besitzern, den Besitzern der Werkzeuge und Fabriken oder des alles beherrschenden Geldes? Oder aber: willst du dich als ein Arbeitender, als einer, der mit Kopf und Hand arbeitet, verbinden mit den Kopf- und Handarbeitern in Fabrik, Büro, Werkstatt und Eisenbahnwagen?» Wartenweilers Antwort war klar: «Der wäre kein Bauer, wenn er sich länger mit dem Besitz, mit dem Kapital gegen die Arbeitsgenossen verbünden wollte.»

Die Dienstbotenfrage

Nicht zu vergessen ist beim Thema Arbeit allerdings, dass eine Reihe – wenn nicht die Mehrzahl – von Jungbauern zu jenen Bauern gehörten, die einen oder mehrere Knechte beschäftigten und deren Arbeitszeit folglich den oben beschriebenen Zwängen zumindest teilweise entzogen war. In der Egnacher Gruppe wurde als erstes Thema für ein Referat die «Dienstbotenhal-

tung» gewählt. Ähnlich wie in den traditionellen Bauernorganisationen wurde der Mangel an zuverlässigen Dienstboten beklagt, aber etwas selbstkritischer wurde eine bessere Behandlung der Dienstboten gefordert. «Erziehung zur Häuslichkeit und besseres Zusammenleben wird viel dazu beitragen, treue Dienstboten zu erhalten. [...] Es soll aber auch Pflicht der Meistersleute sein, die Dienstboten nicht unnötig zu belasten, und wenn einmal eine Mehrarbeit nötig ist ihnen auch wieder ein Ruhestündchen zu gönnen.» Schliesslich befürwortete der Referent «die Schaffung einer Organisation für ländliche Dienstboten und der sozialen Fürsorge». In der Diskussion wurde «als bestes Mittel die familiäre Behandlung und die Arbeitsbeschaffung auch im Winter zur Bekämpfung der sozialistischen Einflüsse genannt. [...] Von einem Dienstboten wird als beste Organisation die Teilnahme an der Jungbauernbewegung empfohlen. Zur Hauptsache aber liegt es an der Meistersfrau, das Los derselben zu erleichtern.» (29.12.1932).

Dass Dienstboten oft schlecht

und zu wenig familiär behandelt würden, wurde auch in Kirchdorf hervorgehoben (3.2.1932). 1933 wurden auf dem Mösberg «Tage der Dienstboten» durchgeführt; die Themen «Meisterin und Jungfrau» sowie «Meister und Knecht» wurden von Betroffenen behandelt. Man gab sich in der Bewegung also durchaus eine gewisse Mühe, die Probleme der Dienstboten ernst zu nehmen. Unsicher war man, ob man die Probleme der modernen Zeit zuschreiben sollte oder ob im Gegenteil veraltete Anschauungen daran schuld seien. Hans Müller nannte in einem Manuskript zur Dienstbotenfrage als stärkste Ursachen der Abwanderung: ungesichertes Alter, unmögliche Heirat, mangelnde Freizeit, und er stellte soziale Forderungen an den Staat auf. Aber auch mangelndes Ansehen sei schuld an der Misere: «Niemand hält gern in einem Berufe aus, von dem alle sagen: «Nur ein Bauer ...», erst recht gelte das bei Knechten. Bauernarbeit müsse also generell aufgewertet werden. Überdies: Moderner Zeitgeist habe das Verhältnis Meister-Knecht «nüchtern, real, «unsentimental» gemacht – daher die Forderung: «Ein Heim! Eine Familie! Man lässt den Knecht, die Magd teilhaben an den Sorgen des Hofes.»

Feierabend – so oder anders

Die Verschränkung von (teilweise idealisierter) Tradition und sozialen Forderungen der Moderne bestimmt auch die Vorstellungen von einem glücklichen Leben, das im Eingangszitat als «Sonne im Leben» angesprochen wird. Sie wird wohl am deutlichsten in den Notizen eines Thurgauer Jungbauern zum Thema «Feierabendstunde», die er an einem Gruppenabend vortrug: «1. Ort. Abends 8 Uhr noch alles bei der Arbeit. Wir sind an

einem Ort, wo man keinen Feierabend kennt. 2. Vater, Sohn und Knecht ziehen nach dem Nachtessen aus, zum Teil haben sie ihre Pflichten zu erledigen, zum Teil ist es Gewohnheit. Die Bauernstube vermag sie nicht zu fesseln. Die Bäuerin und Mutter ist verlassen. 3. Am dritten Ort sitzt die ganze Familie in der Stube. Sie verstehen sich gegenseitig zu unterhalten, aber was ist ihr Unterhaltungsstoff, sämtliche Mitmenschen, mit denen man tagsüber in Berührung gekommen ist, werden kritisiert, verschimpft und wenn möglich gegeneinander gehetzt. Der Geist, der in dieser Stube herrscht, ist alles mehr als auf Nächstenliebe eingestellt. 4. Wir gehen weiter und kommen in eine Stube in der vom Grossvater bis zum Knecht und Dienstmädchen alles beieinander ist. Der Arbeitsplan für den andern Tag wird gemeinsam besprochen. Man klärt sich gegenseitig über Bure Heimatbewegung auf. Gelegentlich wird aus einem Buche etwas vorgelesen. Diese Bauernstube bietet entschieden einen Entgelt für die schwere Arbeit im Sommer. Die Bäuerin hat es zum grössten Teil in der Hand, die Bauernstube so zu gestalten, dass sie anziehend und lieb wird.» Glück liegt weder allein in der Arbeit noch in moralisch zweifelhaften Vergnügen. Das Ideal ist soziale Harmonie im Familienbetrieb. Konventionelle Vorstellungen von der traditionellen Grossfamilie vermischen sich hier in charakteristischer Weise mit modernen Gesichtspunkten: dem Hierarchie-Abbau zwischen Meistersleuten und Dienstboten durch familiäre Integration.

Verlorengegangene Freiheit

Es bleibt uns vom Eingangszitat

die Freiheit – ein vielfältig konnotierter Begriff auch bei den Bauern. Wenn sie in den Protokollbüchern auftaucht, dann wird meist ihr Fehlen festgestellt: «Unsere heutige Freiheit ist nicht mehr die richtige Freiheit», heisst es bei der Aargauer Gruppe, welche die politische Freiheit meinte. «Die Folgen der schrankenlosen Freiheit sind die Konzentration des Kapitals. Daraus entstand die Diktatur des Kapitals in unserer Demokratie.» (Oberentfelden 4.2.1937). Auch die Entschuldungspolitik des Staates wurde mehr als demütigende Bevormundung denn als Hilfe wahrgenommen. Ein Thurgauer Jungbauer notierte an einer Besprechung mit Müller: «Wir wollen keine Bettelpolitik, wir wollen unabhängig sein! Gleichberechtigung mit andern Ständen. Gerechtigkeit.» Aber anders als beim Innerschweizer Bauernbund – der in der Verschuldungsfrage ähnlich argumentierte, hingegen einfach «gerechte» Preise für die Bauern forderte, die für die Arbeiterschaft notfalls mit Fürsorgegeldern bezahlbar gemacht werden sollten – waren für die Jungbauern «gerechte» Preise immer an «gerechte» Löhne gekoppelt. Die von Laur seit Jahren propagierte Kaufkrafttheorie war bei ihnen gut verankert.

Trotz der staatstragenden Rolle, in der die Bauernpolitiker ihre Basis sahen und die auch in Volksabstimmungen und Krisensituationen wie dem Generalstreik ihre Bestätigung fand, wurden Ausdehnungen der Staatsfunktionen und vermehrte staatliche Zugriffe auf den einzelnen als Freiheitsbeschränkungen wahrgenommen. Das gilt auch für den Ausbau der Armee. Die Militärvorlage von 1935

wurde, obwohl sie vom Bauern-Bundesrat Minger stammte, von einem Worber Bauern skeptisch beurteilt: «Besser wäre eine gute Befestigung der Grenze und ein absolut vorbildliches Offizierskorps, bei dem nicht der Geldsack oder der Stammbaum den Ausschlag gibt.» Und ein anderer meinte: «Überall will man sparen wenn es dem Bauer zugute kommt, aber fürs Militär sind plötzlich 2 Mill. frei.» (7.1.1935) Blieb es hier bei der Skepsis, so war die Ablehnung deutlich beim obligatorischen Vorunterricht, der schon 1937 in der Gruppe Madiswil diskutiert wurde. Ein Votant erblickte darin «eine grosse Gefahr der Gleichschaltung nach System Hitlerjugend. Hierin wird er temperamentvoll unterstützt.» (3.7.1937) Die Bauern trugen dann auch stark dazu bei, dass 1940 dieses vom Nationalrat einstimmig verabschiedete Projekt deutlich abgelehnt wurde.

Landwirt contra Bauer

Das Freiheitsverständnis der Bauern hing natürlich eng zusammen mit den wirtschaftlichen Auffassungen, diese wiederum waren verknüpft mit dem Selbstverständnis, was denn ein Bauer sei. Die Standardformel von Führern und Basis lautete hier, der Landwirt müsse wieder Bauer werden. Es ging also um die Wiederherstellung von etwas Verlorenem – was das genau sei, blieb meist vage. Müller sagte dazu: «Das letzte Jahrhundert hat uns den Ökonomen, den Gutsbesitzer, den Landwirt herausgearbeitet. Mit unserer Bewegung möchten wir der Heimat den Bauer schenken. Der Landwirt ist ein guter Wirtschaftler und Rechner. Das muss auch der Bauer sein, aber in seinem Beruf kommt noch etwas dazu: Was der spürt, der heute Haus und Hof verlassen muss, sein Leben mit

Arbeit gefüllt, wo in Äckern und Matten der Segen von Jahrhunderten und Generationen steckt. Jede Wiese und jedes Äckerli ist ihm ein Erlebnis, hat seine eigene Geschichte. Wer dieses Heimatgefühl nicht spürt, der ist wohl ein Landwirt, aber kein Bauer.»

Heimatgefühl, emotionale Bindung an den eigenen Boden und frühere Generationen machten demnach den Bauer aus. Die Erdverbundenheit drückte sich gemäss einem jungbäuerlichen Basismitglied so aus: «Er überlege sich alles zweimal bis er es mache.» (Kirchdorf 8.12.43) Den meisten Bauern genügte das Wort selbst als Definition: ein Kirchdorfer Referent wünschte, «dass der Bauer wieder bodenständig werde nach dem Sinn und Geist des Wortes Bauer.» (4.1.1935) Als unbäuerlich wurden einfach alle negativen Eigenschaften empfunden.

Der Landwirt solle wieder Bauer werden war eine Metapher; Konkretisierungen wie jene der Politiker, die dabei an Selbstversorgung dachten, finden sich an der Basis nicht – im Gegenteil, durch staatliche Produktionsvorschriften fühlte man sich lediglich bevormundet: Nationalrat Keller habe in einem Vortrag vermehrte Selbstversorgung «vordiktirt», heisst es im Kirchdorfer Protokoll (14.2.1936). Das war Einschränkung der Freiheit, die jedoch kaum als moderne unternehmerische Freiheit aufgefasst wurde. Der Unternehmerstandpunkt taucht auch in anderen Basisquellen nicht auf (was mit Howalds Klagen über dessen mangelnde Verbreitung übereinstimmt). Die Einsender in der SLZ 1935 geben darüber einige interessante Aufschlüsse. Ein alter Berner Bauer erklärt hier: «Offene Augen für alles, rasches Erfassen gegebener Chancen, überlegtes rechnerisches, drauf-

gängerisches Verfolgen gefasster Ideen und Ziele sind die Geheimnisse zum Erfolg; mit drei Worten: Denken, rechnen, handeln.» Wenig später fügt der Verfasser hinzu: «... ich bin Bauer mit Leib und Seele. Die Verbundenheit mit der schöpferischen Natur, das Fühlen göttlichen Odems im Pflanzenwachstum, das Befriedigungfinden in seiner oft schweren Arbeit sind Ideale und höchste Daseinswerte, die den Bauer stützen und ihm über schwere Zeiten hinweg helfen müssen in eine bessere Zukunft.»

Wird das unternehmerische Rechnen nach modernen Kriterien hier mit einer emotionalen Komponente verbunden, so wird es von anderen mit traditionellen Denkmustern verknüpft. Ein Bauer mittleren Alters, der «von der ersten Stunde an» Buch geführt hat: «Wir haben nicht nur mit dem Gelde gerechnet, sondern auch mit der Zeit. Das Sprichwort: «Alles zur rechten Zeit, am rechten Ort», hat sich gut bewährt.» Ein anderer schreibt noch traditioneller: ««Sparsamkeit erhält das Haus» war mir in Fleisch und Blut übergegangen.»

Diese Sparsamkeit muss auch der Aargauer Betriebsberater als wesentliche Komponente bäuerlicher Mentalität aufgefasst haben, wenn er über einen Betrieb, der seine Schulden in wenigen Jahren um 30% gesteigert hatte, notierte: «Tieferer Grund wahrscheinlich darin: Keine richtige Einstellung. Es sind keine Bauersleute. Frau war Kellnerin. Auskunft lautet nicht ungünstig, man verwundert sich allgemein, dass die Verschuldung derart gewachsen ist.» Ähnlich vermutete er in einem andern Fall: «Event. ist Frau nicht tüchtig genug. Ging früher in die Fabrik. Hat vielleicht noch heute die Mentalität des Bargeldver-

dienenden.» Man weiss offenbar besser, was nichtbäuerlich ist, als was bäuerlich ist. Ähnlich metaphorisch wurde der Begriff «bürgerlich» aufgefasst: «Ja, bürgerlich ist der Inbegriff von etwas Rechtem und Gutem, das dem Bürger entspricht.» (Madiswil 11.4.1938) «Bürgerlich» blieb so ein im Grunde positiver Begriff, der aber in den Augen der Jungbauern von den bürgerlichen Politikern missbraucht werde.

Zins nach Ertrag

In ökonomischer Hinsicht wurde bäuerliche Freiheit weniger mit Unternehmerfreiheit, sondern mit Gerechtigkeit in Verbindung gebracht; man kann darin durchaus eine Variante der von Edward P. Thompson analysierten «moralischen Ökonomie» sehen. «Gerechte Preise» hatten die Produktionskosten zu decken – so argumentierte auch Laur, wenn auch mit andern Begriffen. Dieselbe Gerechtigkeit sollte auch beim Zinsproblem gelten, dessen «allein gerechte Lösung» war: «Der Bodenzins richtet sich nach dem Ertrag.» (Kirchdorf 3.12.1936) Solche Gerechtigkeit sollte freilich auch den andern Berufen widerfahren: «Handwerk und Gewerbe: Schutz vor Grosskonkurrenz. Jede solide Arbeit ist eines rechten Lohnes wert.» (Kirchdorf 23.1.41) Und auch: «Dem Kapital gönnen wir gerechten Zins.» (Kirchdorf 11.7.1939) Es galt also die Vorstellung, dass es bei allseitiger Gerechtigkeit allen gut gehen könne; die gegenwärtigen Verhältnisse wurden insofern als ungerecht wahrgenommen, als sie zuungunsten der Bauern und der Arbeiterschaft und zugunsten des Kapitals verzerrt waren. «Merkwürdigerweise gibt es immer Menschen, denen es gut geht», sagte einer in der Diskussion der Gruppe Worb (6.2.1933).

Mit Bezug auf die späten 20er Jahre schrieb 1935 ein jüngerer Appenzeller Bauer, der angesichts sinkender Preise den «Verleider» bekam: «Es dünkte uns auch eine Ungerechtigkeit, dass der Bauer mit der längsten Arbeitszeit und einem grossen Risiko den schlechtesten Arbeitsverdienst hat, während Direktoren, Staatsbeamte und dergleichen gewaltige Saläre einstreichen, die letzten Endes vom Volk aufgebracht werden mussten.» Hohe Gehälter von Direktoren waren ebenso wie Zahlen über Vermögens- und Einkommensverhältnisse der Städter ein häufig in den Jungbauerngruppen angesprochenes Thema. Dass die Jungbauern im Rahmen ihrer Allianz mit den Gewerkschaftern generell gegen einen Lohnabbau auch der Staatsbeamten eintraten, wurde bei der bäuerlichen Basis teilweise mit Unverständnis aufgenommen. Ein anonymer Kleinbauer schrieb an Fritz Bigler: «Es ist himmeltraurig, Fritz, dass du es jetzt auch noch mit den Staatsangestellten hast, und ihre ungeheuer grossen Besoldungen in Schutz nimmst! 50% sollte man diesen Grosshansen abbauen, dann wären sie immer noch bedeutend besser gestellt, als alle andern bei gleicher Arbeitsbewertung.» (Es folgen Zahlenbeispiele.) Diese traditionelle, «moralische» Wirtschaftsauffassung konnte sich in der Zeit der Richtlinienbewegung aber mit einem sozialdemokratisch inspirierten Begriff der Wirtschaftsdemokratie verbinden, wie ein Diskussionsvotum aus einer Gruppe 1938 zeigt: «Nur dann wird unser Vaterland als die älteste Demokratie seine Mission erfüllen, wenn es ihm gelingt, die Volksherrschaft auch auf wirtschaftlichem Gebiete zu verwirklichen.» (Madiswil 13.2.1938)

Das Minderwertigkeitsgefühl des Bauern muss verschwinden

Man fühlte sich als Bauer in der Industriegesellschaft nicht nur ungerecht behandelt, man fühlte sich auch als minderwertig angesehen, mit andern Worten: man befand sich nicht nur in einer wirtschaftlichen, sondern auch in einer Statuskrise. Ein Referent in Kirchdorf beschwor «die Missstände des Bauern, von dem gesagt und behauptet wird, sie seien in unserem Lande überflüssig. Der Referent erinnert an die Jahre 1914 bis 1920...» (12.3.1936). Und in Worb hielt ein Diskussionsteilnehmer fest: «Es ist nicht recht, dass der Bauer immer unterschätzt wird.» (6.2.1933)

Eines der Ziele der Jungbauernbewegung war aber gerade, diese Statuskrise zu bekämpfen. So schwankte man denn zwischen Minderwertigkeitsgefühl und Bauernstolz hin und her. Der Egner Gruppenleiter sprach 1932 über die Arbeit nach innen, «die uns auf dem Wege der Selbsterziehung die Kraft geben soll, auch in schweren Zeiten unserem Berufe treu zu bleiben und auch den ideellen Wert der Arbeit in freier Natur schätzen zu lernen». Im anschliessenden Referat über «Glück im Bauernhaus» hiess es: «Seien wir aber auch stolz auf unsern Beruf, denn es ist ein freier, und der älteste Beruf.» (29.12.1932) Als in Worb 1933 die Ziele der Jungbauern diskutiert wurden, antwortete der in der Führung aktive Fritz Bigler, Jungbauer sein heisse: «Fortschrittliche Gedanken in sich tragen. Jung bleiben im Gemüt. Man lehne in die Welt hinein blicken, und Junge Führer ausbilden.» Ein anderer Teilnehmer dagegen meinte schlicht: «Es soll nicht mehr heissen: «Es isch nume e Bur.» Wir wollen wieder die gleiche Berechtigung haben.» (4.12.1933)

Ähnlich meinte ein Referent an einer öffentlichen Versammlung im Aargau: «Wichtig ist die Bildung. Das Minderwertigkeitsgefühl des Bauern muss verschwinden.» (Oberentfelden 28.1.1937)

Inzwischen tröstete man sich damit, eine besondere Arbeit zu verrichten: «Namentlich der Bauernberuf tritt mit seiner Arbeit dem göttlich Walten & Schaffen am nächsten.» (Madiswil 10.1.1940) Und man freute sich daran, eingebettet zu sein in einen natürlichen und gesellschaftlichen Zusammenhang, die man andernorts längst entbehrte: «Der Bauernberuf ist der schönste Beruf trotz seiner Härte, denke man an das freudige Erwachen der Natur im Frühling und die Erntezeit die durch die «Sichlette» gefeiert wird, sozusagen als Erntedankfest. Auf der andern Seite die ärmlichen Verhältnisse der Stadtfamilie, die nur den Sport kennt.» (Kirchdorf 12.3.1936) Dass die Jungbauern mit ihrem Versuch, das Selbstbewusstsein der Bauern zu heben, nicht ganz erfolglos waren, deutete Fritz Wartenweiler 1934 an, wenn er sagte, die Bauern müssten zwei Klippen vermeiden: das Minderwertigkeitsgefühl und das Gefühl der Überlegenheit – Letzteres sei vielleicht eine Gefahr bei den Jungbauern.

* * *

Die Protokollbücher vermitteln im ganzen den Eindruck eines grossen Willens zur Selbstbildung, von Zuverlässigkeit und Anstrengung, von einem starken moralischen Impetus – kurz, eines grossen Engagements. Diese Jungbauern entsprechen jedenfalls keineswegs dem Bild des etwas dumpfen, störrisch am Hergebrachten hangenden Bauern,

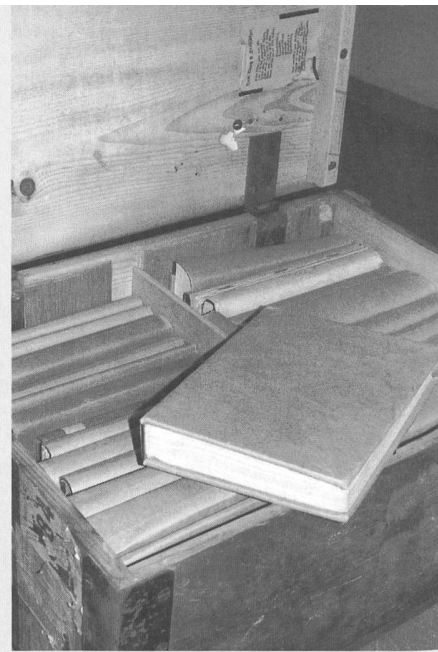
wie es Bürger gerne zeichneten; auch der Kampfgeist, den die Bauernführer bei ihrer Basis zuweilen vermissten, fehlte hier nicht: «Der Mensch und die Arbeit vor dem toten Kapital. Wir erreichen diese Neuwertung dadurch, dass jeder seinen ganzen Mann stellt [...]. Der Abendleiter ist froh, dass er in diese Zeit geboren wurde, lieber als in einem lauen Frühlingesäusel. (Bravo! Der Schreiber!)». (Kirchdorf 2.12.41) Gewiss wurde vieles in die Gruppen hineingetragen, doch zeigen die Diskussionen durchaus Ansätze zur Selbstbestimmung, mussten doch die Ideen teilweise gegen eine feindliche Umgebung entwickelt werden. Selbst- und Fremdbestimmung durchdrangen sich ebenso wie traditionelle und moderne Auffassungen. Ausschlaggebend für die konkrete politische Haltung war letztlich nicht die relativ «offene», wenig determinierende Mentalität, sondern der politische Kontext. Die Aktivitäten von Müllers Bewegung ebenso wie diejenigen von Gewerkschaftsführern wie Max Weber schufen in den 1930er Jahren einen Kontext, der die Haltung der Jungbauern zu verschiedenen Fragen veränderte in Richtung einer «fortschrittlichen» Haltung, wobei die analysierten Quellen auch Reserven gegenüber der politischen Konzeption der Richtlinienbewegung andeuten. Der veränderte Kontext ab 1939 zeigte dann, wie ein innovativer Ansatz rasch in einer Wagnis-Atmosphäre ersticke. (...)

Peter Moser

Die Bücherkiste

Ein zentraler Bestandteil der Bildungsarbeit des Mösberg war die Bibliothek 'Junges Bauernland'. Sie umfasste schätzungsweise etwa 3000 Bücher. Der grösste Teil davon ist noch vorhanden und wird im Archiv Mösberg aufbewahrt. In einer Zeit, die das Radio noch kaum und das Fernsehen überhaupt nicht kannte, waren diese Bücher wichtige Wissensvermittler.

In Bücherkisten, die je etwa 30 Bände enthielten, kam das Wissen in die Bauernstuben und bildete eine wichtige Rolle für die Gestaltung der örtlichen Gruppenabende. Fritz Bohnenblust, Lehrer im Dürrgraben (heute Heimisbach) hat die Bibliothek verwaltet. Eine der Bücherkisten ist noch so erhalten, wie sie auf ihrer letzten Reise von Peter Knupp, Harmonikalehrer aus Buchs SG an Fritz Bohnenblust zurückgeschickt worden ist. Das Datum dieser letzten Reise ist nicht eruierbar. Der Inhalt vermittelt uns einen Eindruck von der Vielfalt der Themen, die die jungen Bauersleute damals beschäftigte.



- S. Marquis, Henry Ford; Carl Reissner Verlag Dresden
- Fritz Schwarz, Morgan, der ungekrönte König der Welt; Verlag freiwirtschaftlicher Schriften
- Bericht des schweizerischen Bundesrates an die Bundesversammlung über seine Geschäftsführung im Jahre 1934
- Curt Hotzel, Geld macht Geschichte; Verlag das Reich, Berlin 1933
- Karl Löwith, Jacob Burckhardt; Vita Nova Verlag Luzern, 1936
- Friedrich Delekat, Johann Heinrich Pestalozzi; Verlag Quelle & Meyer Leipzig
- Alpwirtschaftliche Monatsblätter, Zeitschrift für Alp- und Bergwirtschaft, 66. Jahrgang 1932, (Sammelband)
- Edvard Lehmann, Grundtvig; J.C.B Mohr Tübingen 1932
- Mitteilungen des schweizerischen Bauernsekretariates Nr. 35. Der Einfluss des neuen Zolltarifes auf die Lebenshaltung der schweizerischen Bevölkerung; beigeheftet: Die Bedeutung der Zollpolitik für die schweizerische Volkswirtschaft von Dr. E. Laur und Wirtschaftliche Richtlinien für die schweizerische Zollpolitik (3-fach)
- Schweizerische Kriegsgeschichte, im Auftrag des Generalstabes; Verlag Oberkriegskommissariat Bern 1915
- Schweizerische Bienenzeitung 1933 (Sammelband)
- J. Lukas, Die Textilarbeiter-Bewegung der Schweiz im 19. Jahrhundert, 1933
- Bericht über die Alpwanderkurse im Sommer 1935; Schweiz. Alpwirtschaftlicher Verein
- F. Bornemann, Kohlensäure und Pflanzenwachstum; Verlagsbuchhandlung Paul Pary Berlin 1923
- Rudolf von Tavel zum Gedächtnis; Verlag A. Francke AG Bern 1934
- Albrecht Wirth, Männer, Völker und Zeiten, eine Weltgeschichte; Georg Westermann Verlag 1926
- C. A. Loosli, Die schlimmen Juden!; Pestalozzi-Fellenberg-Haus, 1927
- Henry J. Smith, John Pierpont Morgan, der Weltbankier; Carl Reissner-Verlag Dresden, 1928
- Emil Ludwig, Juli 14; Ernst Rowohlt Verlag Berlin, 1929
- Walter von Wyss, Als Arzt einer russischen Ambulanz; Rascher Verlag Zürich, 1918
- Walter Luetgebrune, Neu-Preussens Bauernkrieg; Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, 1931
- Else Steup, Wissmann, der Sklavenbefreier Ostafrikas; Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a.M. 1934
- Horst Schöttler, Bescheidene Weltgeschichte; Verlag von Dürr und Weber, Leipzig, 1928
- Heinrich Schnee, Völker und Mächte im Fernen Osten; Deutsche Buchgemeinde Berlin, 1933
- Vom ersten zum zweiten Fünfjahresplan, Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR Moskau, 1933
- Ch. Tester, Wo die Berghirsche schreien – Der Prättigau, Einfall und Ausfälle; Schweizer Heimatkunstverlag Weinfelden 1916 (2 x)